

(Nachdruck verboten.)

61

## Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kiy.

Rolandsen sagte: „Wie Sie aussehen! Ihre Blicke sind Schiffe, sie verwunden mich.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Olga.

„So. Aber glauben Sie denn, daß ich selbst mich besser verstehe? Ich habe den Verstand verloren. Nun sieh' ich hier und mach' Ihnen nur noch ein bißchen leichter, mir den Kopf zu verwirren für heute Nacht.“

„Dann sollten Sie lieber nicht hier stehen,“ sagte Olga.

„Heut nacht hab ich Worten gelauscht in meinem Inneren. Unsagbare Worte waren es. Kurz und gut, ich habe beschlossen, die große Entscheidung herbeizuführen, wenn Sie meinen, Sie könnten mir dazu raten.“

„Ich? Was hab ich denn damit zu tun?“

„So so,“ sagte Rolandsen. „Sie sind recht bitter heute, Sie sitzen nur da und wehren sich Ihrer Haut. Uebrigens bleibt Ihr Haar Ihnen bald nicht mehr auf dem Kopfe liegen, so üppig wächst es.“

Olga schwieg.

„Haben Sie gehört, daß der Orgelreter Börre eine Tochter hat, die ich bekommen kann?“

Da brach Olga in Lachen aus und sah ihn an.

„Nein, Sie dürfen nur ja nicht anfangen zu lächeln. Das macht mich nur noch mehr vernarrt in Sie.“

„Sie sind ein verrückter Mensch!“ sagte Olga leise, und ihr Gesicht rötete sich.

„Zuweilen denke ich: Kann sein, daß sie mir nur ins Gesicht lacht, um mich noch mehr zu verwirren. Schlachtet man nicht Enten und Gänse, indem man ihnen zuerst einen kleinen Stich in den Kopf versetzt, dadurch schwellen sie an und werden noch einmal so schmackhaft!“

Olga erwiderte verleht: „So bin ich nicht. Das brauchen Sie nicht zu glauben.“ Und sie stand auf und schickte sich an hineinzugehen.

„Wenn Sie hineingehen, komme ich Ihnen doch nur nach und frage Ihren Vater, ob er die Bücher durchgelesen hat,“ sagte Rolandsen.

„Vater ist nicht zu Hause.“

„So. Ihn will ich auch nicht treffen. Aber Sie, Olga, wie hart und spröde Sie heute sind! Es ist mir nicht möglich, ein freundliches Wort von Ihnen zu erlangen. Ich bin Lust für Sie, Sie werfen mich zu Boden.“

Olga lachte wieder.

„Börre hat also eine Tochter,“ sagte Rolandsen. „Das Mädchen heißt Pernille. Ich bin herum gewesen und habe mich erkundigt. Ihr Vater tritt die Wälge in der Kirche.“

„Müssen Sie an jedem Finger eine Liebste haben?“ fragte Olga offenerzig.

„Meine Braut hieß Marie van Loos,“ antwortete er; „aber wir haben abgemacht, daß es nun aus sein soll zwischen uns. Sie können sie fragen. Sicher reist sie jetzt bald.“

„Ja, Mutter, ich komme schon,“ rief Olga zum Fenster hinein.

„Ihre Mutter hat Sie nicht gerufen, sie sah Sie nur an.“

„Ja, aber ich weiß, was sie will.“

„Aha. Ja, ich werde jetzt gehen. Sehen Sie, Olga, Sie wissen wohl auch, was ich will, aber mir antworten Sie nichts von einem Ja, nun kommen Sie.“

Sie öffnete die Tür. Nun hatte sie sicherlich den Eindruck bekommen, daß er nicht der überlegene Rolandsen wäre, und er mußte das wieder weft machen. Ging es denn wohl an, so gräßlich Einbuße zu leiden? Er begann vom Tode zu reden und stellte sich drollig dabei an: für ihn hieße es ja jetzt sterben, und so sehr zuwider würde ihm das Sterben nicht sein. Aber das Begräbnis wollte er nach seiner Fassung haben. Er selbst würde eine Glocke zum Läuten konstruieren, und der Schwengel sollte das Schenkelsbein von einem Ochsen sein, — so dumm wäre er gewesen. Und der Pastor sollte die kürzeste Rede von der Welt halten und bloß seinen Fuß auf das Grab

sehen und sagen: Für gestorben und verdorben erkenne ich Dich hiermit bis in Ewigkeit!

Doch Olga langweilte sich redlich und war nicht mehr schüchtern. Ueber der Halskrause trug sie heute ein rotes Seidenband, so daß sie wie eine Dame aussah, und es konnte jetzt auch kein Mensch mehr die Stednadel sehen.

Noch gründlicher will ich mich rehabilitieren, dachte Rolandsen. Er sagte: „Ich hatte erwartet, es würde etwas daraus werden. Meine alte Braut im Pfarrhof hat mir so viele Anfangsbuchstaben in meine Sachen gestickt, und nun ist alles, was ich habe, so gut wie mit Olga Rolandsen gezeichnet. Das schien mir ein Wink des Himmels zu sein. Aber jetzt will ich mich verabschieden und mich für den heutigen Tag bedanken!“

Und Rolandsen schwang seinen Hut und ging. So überlegen schloß er. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sie sich nicht daran machte, ein bißchen über ihn nachzugrübeln.

Was war geschehen? Sogar die Künstlerstochter hatte ihn abgewiesen. Gut! Aber deutete nicht manches darauf, daß alles nur Spiegelfechtereie wäre? Warum sah sie draußen vor der Türe, wenn sie ihn nicht hatte kommen sehen? Und warum hatte sie sich mit dem rotseidenen Bande wie eine feine Dame geschmückt?

Aber schon ein paar Abende danach sollte Rolandsens Dünkel zerschanden werden. Von seinem Fenster aus sah er Olga zu Maas's Materialwarenladen gehen. Bis spät gegen Abend blieb sie da, und als sie nach Hause ging, war sie in Begleitung von Friedrich und Elise. Nun hätte der stolze Rolandsen sich ruhig verhalten sollen, er hätte bloß eine kleine Melodie summen oder gleichgültig einen Marsch mit den Fingern trommeln und unausgesetzt an seine eigenen Siebensachen denken sollen; statt dessen aber ergriff er seinen Hut und stürmte in den Wald. Er machte einen großen Bogen und kam weit vor den Dreien wieder auf den Weg. Da blieb er stehen und schöpfte Atem. Dann ging er ihnen entgegen.

Aber die drei brauchten eine ungewöhnlich lange Zeit. Rolandsen sah und hörte sie nicht. Er pffte und sang vor sich hin, als könnten sie irgendwo im Walde sitzen und ihn beobachten. Schließlich sah er sie kommen, sie gingen unverschämte langsam für die späte Stunde, und niemand von ihnen hatte es eilig mit dem Heimkommen. Mit einem langen Strohalm im Munde und einem Weidenzweig im Knopfloch ging er ihnen entgegen; beide Herren grüßten bei der Begegnung, und die Damen nickten.

„Wie erhitzt Sie sind,“ sagt Friedrich; „wo sind Sie gewesen?“

Rolandsen antwortet ihm über die Schulter zurück: „Das ist der Frühling; im Wandern grüß ich den Frühling.“

Das war kein Geschwätz, sondern die schiere, pure Wahrheit! So so, wie langsam und gleichgültig und unentwegt er an ihnen vorbeigegangen war; er hatte sogar noch die Kraft gehabt, Elise Maas von oben herab zu betrachten. Aber kaum war er ihnen aus den Augen gekommen, so schlich er sich in den Wald hinein und tat nicht mehr groß, sondern fühlte sich bewegt und geschlagen. Olga, die war ohne Bedeutung, und sobald es ihm einfiel, zog er die Nussnadel aus der Tasche, brach sie mit Fleisch entzwei und warf sie fort. Aber da war Maas's Tochter Elise, die war groß und sonnenverbrannt, und wenn sie lächelte, sah man ihre weißen Zähne ein wenig. Die hatte ihm Gott in den Weg geschickt. Kein Wort hatte sie gesagt, und vielleicht reiste sie morgen nach Hause. Und alle Hoffnung erstarb.

Es war gut so.

Aber daheim an der Station stand Jungfer van Loos und wartete auf ihn. Schon einmal hatte er ihr wiederholt, vorbei sei vorbei, und sie solle lieber reisen. Und Jungfer van Loos hatte geantwortet, darum solle er sie nicht zweimal zu bitten haben; und darum: Adieu. Aber nun stand sie da wieder und wartete auf ihn.

„Da hast Du den Tabakbeutel, den ich Dir versprochen habe,“ sagte sie. „Wenn Du ihn nicht verschmähst.“

Er nahm ihn nicht, sondern antwortete: „Ein Tabakbeutel? So ein Zeug brauch' ich nicht.“

„Ach so,“ sagte sie und zog ihre Hand zurück.

Und er bezwang sich, um sie wieder sanfter zu stimmen:

„Das kann nur ein anderer sein, dem Sie den Beutel versprochen haben. Besinnen Sie sich, vielleicht ist es der Pfarrer. Ein verheirateter Mann.“

Sie verstand nicht, wieviel Mühe ihn dieser kleine Scherz gekostet hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Ich hab' die Damen auf dem Wege gesehen, hinter denen bist Du wohl hergewesen?“

„Was schert das Sie?“

„Obe!“

„Warum reisen Sie nicht? Sie sehen doch, daß es so nicht geht.“

„Es würde so gut gehen, wenn Du nur nicht so ein Zweifel von einem Manne wärst und jeder Schürze nachlieft.“

„Wollen Sie mich ganz wütend machen?“ schrie er. „Gutnacht.“

Jungfer van Loos rief ihm nach: „Ja, Du, Du bist mir der Rechte! Ich höre die ärgsten Dinge über Dich!“

Hatte diese übertriebene Engherzigkeit denn einen Sinn? Und war es einer armen Seele nicht obendrein zu gönnen, wenn sie sich mit einem kleinen Liebeskummer quälte? Kurz, Rolandsen ging auf das Bureau hinauf, ließ mit einem Male den Apparat arbeiten und hat einen Kollegen auf der Station Rosengard, ihm mit nächster Gelegenheit einen halben Anker Kognal zu schicken. Denn dieses ewige Hin und Her, es war ja so sinnlos.

7.

Elise Mad läßt sich diesmal Zeit beim Besuch der Fabrik. Sie verläßt das große Rosengard und reist herüber, nur um ihrem Vater den Aufenthalt hier ein bißchen gemüthlich zu machen; er hätte wohl kaum seinen Fuß in das Kirchspiel gesetzt, solange er es vermeiden konnte.

Elise Mad erblühte reicher und reicher von Jahr zu Jahr, ihre Kleider waren rot und weiß und gelb, und man fing an, sie Fräulein zu nennen, obwohl ihr Vater weder Pfarrer noch Doktor war. Eine Sonne und ein Sternbild war sie, hoch über allen.

Sie kam mit einigen Telegrammen auf die Station und Rolandsen bediente. Er wechselte bloß die paar Worte mit ihr, die erforderlich waren, und beging nicht den Fehler, ihr bekannt zuzunicken und zu fragen, wie es ginge. Keinen Fehler beging er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Pariser Camelots.

Man darf so einen Pariser Zeitungsverkäufer nicht mit einem Berliner vergleichen wollen. Da ist ein himmelweiter Unterschied. Der Pariser Camelot ist ganz etwas für sich. Sein ganzes Auftreten, die Art wie er seinen Beruf ausübt. Seine Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit. Denn er ist direkt unentbehrlich. Das hängt mit dem Pariser Zeitungswesen zusammen, von dem man auch ein wenig sprechen muß, wenn man von dem Camelot erzählen will. Der Berliner Zeitungsverkäufer hat einen festen oder doch ziemlich begrenzten Standort. Er paßt die Passanten ab. Der Camelot kennt ihnen nach oder rennt ihnen entgegen. Nur in den späten Abendstunden, wenn die Aktualitäten schon verbreitet sind, und er den Rest seiner Blätter absetzen will, stellt er sich an einer verkehrreichen Stelle auf, um die Passanten abzufangen. Er postiert sich an den Ausgang der Untergrundbahn, vor die großen Cafés, die Ausgänge der Theater und der großen Konzertsäle. Nur in äußersten Nothfällen, und wenn eine große Verbreitung für ein Blatt oder eine Nachricht nötig ist, überschreitet er die. Dann geht er auch in die Vororte, besonders die reicheren, wie Neuilly oder Passy. Aber für gewöhnlich bleibt er, wo er seine Kundschaft hat. Denn er hat Kundschaft, wenn es auch keine feste ist. Der Camelot sucht sich auch ein wenig seine Leute aus, denen er verkaufen will. Der Camelot der großen Boulevards fühlt sich als Camelot erster Klasse und sieht ein wenig auf seine Kollegen herab. Nun, es gehört ja auch am meisten Geschicklichkeit dazu, auf den großen Boulevards zu reüssieren. Es gehören die eigentümlich pariserischen Eigenschaften dazu, Fügigkeit, Schlagfertigkeit, Beweglichkeit des Gebärdenspiels, rasche Aufnahmefähigkeit, offene Augen und ein überraschendes Witzwort. Ein guter Witz ist in Paris unter Umständen ein gutes Geschäft. Nur der Augenblick muß getroffen sein. Denn der Franzose respektiert das, jeder Franzose. Mag er nicht lesen und nicht schreiben können; er hat eine Bildung des Sich-Ausdrückens. Er weiß Feinheiten seiner Sprache und seines Sprits zu schätzen. Denn der Franzose ist ja eben mehr für das Leben, als für die Kaserne erzogen, das große Kulturkapital läuft in kleiner Münze in diesem reichsten Kulturvolle um, das sich deshalb auch bei der unwürdigsten Gelegenheit den Luxus gestatten kann, geistreich zu sein. Und das es auch ist.

Von vier Uhr ab durchrast und durchrast der Camelot sein Viertel. Von vier Uhr ab etwa existiert der Zeitungsverkäufer erst, der durch die Straßen läuft. Die übrige Zeit werden die Blätter in den Läden und den Kiosken verkauft. Der Camelot bringt die Neuigkeiten und das Neueste. Es sind nur Abendblätter, die er vertreibt: „La Presse“, „La Patrie“, „La Liberté“, die drei reaktionären; dann das fortschrittlichere „La petite Presse“ und die Sportblätter „Paris-Sport“ und „Auto“. Diese Blätter sind ganz ohne einen noch so kleinen Abonnentenstamm. Das Abonnement der Zeitung existiert in Paris überhaupt nicht in so ausgedehntem Maße wie bei uns. Der Pariser hält sich nicht gern an ein Blatt allein. Er liest mehrere. Besonders mehrere Ein-Sous-Blätter. Und auch kein Zwei-Sous-Blatt allein. Dann, er will rasch Nachrichten haben, einerlei von woher sie kommen, welche Tendenz sie redigiert hat. Und weiter, er liest viel auf der Straße, im Café. Auf einen letzten Grund kann ich später zu sprechen. Am ehesten einen festen Abonnentenstamm haben die großen Bourgeoisblätter „Le Temps“, „Journal des Débats“, die abends erscheinen. Sie machen aber jedenfalls auch ihr bestes Geschäft durch den Einzelverkauf. Dann die eigentlichen Boulevardblätter, wie der Kerikal schillernde „Figaro“ und der ironisch witzige, geistreiche und gelegentlich auch geistreiche „Gil Blas“, die der „Gesellschaft“ dienen, und die man gelesen haben muß, wenn man zu den „Eingeweihten“ gezählt werden soll. Dann wohl auch die sozialistischen Blätter wie „L'Humanité“ und „La Petite République“, dann der ziemlich charakterlose, ein bißchen skandalstüchtige und gern hehende „Matin“. Endlich aber die sogenannten „Conciergenblätter“, d. h. die die Portiers und sonstigen kleinen Leute und Neuigkeitenräumer lesen: „Le Petit Parisien“ und „L'Echo de Paris“, meinungslos, aber eher reaktionär, wie alle meinungslosen Zeitungen. Die antisemitische „Libre parole“, der nationalistische „Eclair“, der verlogene „Intransigeant“ Henri Rochefort, der fortschrittliche „Radical“, die „Aurore“ Clemenceaus, die radikale „Dépêche de Toulouse“, wo Pelletan hauptsächlich mitarbeitet, der Pariser Generalanzeiger „Le Journal“, „Petit Bleu“, „L'Action“, „La Raison“ und das exklertikale „Trois“ werden hauptsächlich an den Kiosken verkauft. Der Camelot kümmert sich um sie nicht. Es müßte gerade sein, daß ein sensationelles Ereignis, eine Propaganda, eine Campagne seine Stimme, seine Ausdauer und Aufdringlichkeit und seine raschen Beine gebrauche. Da ist manchmal lustig, wenn die Camelots der verschiedenen Blätter gegeneinander schreien. Oder wenn Mittagsausgaben nötig geworden sind. Oder wenn eine Neugründung beim Publikum eingeführt werden soll. Die Blätter alle, die ich kommen sah (und hörte) und gehen, die sind zahlreich wie Herbstblätter im Walde. Und jedes war doch eine „neue Notwendigkeit“ gewesen und hatte eine bedeutungsvolle Tendenz gehabt. Es sind daher aber doch hauptsächlich die Abendblätter, die die Sonderausgaben veranstalten und die Sensationsnachrichten verbreiten. Bei Wahlen, oder während des Japanischen Krieges, oder bei Beginn der russischen Revolution tats auch der „Matin“. „La Croix“ brauchte die Camelots wiederholt zum Dummensatz während der Einbringung des Separationsgesetzes. Früher hatte der „Matin“ eine Abendausgabe „Le Français“, der noch ausgerufen wurde. Es fehlte dann etwas im Rhythmus des Camelotrufs, als er einging. Manchmal klang dann der „Soir“ mit, aber das dauerte nicht lange. Mit einer ganz verdorbenen Aussprache sucht der Camelot oft die Aufmerksamkeit auf sein Blatt zu lenken, besonders „La Presse“ verhungert er nicht selten zu einem angenehmen Ohrenschmause.

Alle Camelotblätter waren bis vor kurzem reaktionär. Da wurde „La nouvelle Presse“ gegründet. Aber von ihr verschweigt der Camelot meist das Adjektiv, aus Bequemlichkeit und Geschäftslustigkeit, denn auf diese Art hängt er manchem Käufer statt der nationalistischen „Presse“ die fortschrittlichere „Neue Presse“ auf. Und bis der's merkt und das Blatt entfaltet hat, ist der Camelot häuferweit und hat schon ein halbes Duzend weiterer Blätter verkauft. Das geht mit einer virtuososen Geschwindigkeit, er nimmt den Sou — alle Camelotblätter außer „Liberté“ kosten einen Sou — reicht das Blatt, das er oft noch rasch faltet und ist davon. Er ist kaum stehen geblieben, und hat sich gleichzeitig nach allen Seiten umgesehen, ob nicht noch jemand auf ihn warte. Er läuft sich heiß und ruft sich heißer. Manchmal überrennen die Camelots einander. Auf den großen Boulevards hat das nichts weiter zu sagen, da verkaufen die vorderen so gut wie die hinteren, aber in den übrigen Stadtteilen führt das nicht selten zu Streit, der dann in der Nacht mit dem Messer ausgefochten wird. Denn das gehört auch zum Leben des Camelot, das Nachtleben in den Paris der äußeren Boulevards und in der Nähe der „großen Hallen“. Denn die Camelots sind vielfach „Apachen“, wie der Pariser die gefährlichen Zufahrter nennt, die gewisse Viertel unsicher machen. Und wenn das Messer spricht, so spricht's auch oft aus Gründen der „Liebe“. Aber es gibt auch ehrliche Leute unter ihnen. Noch nicht lange ist der „König der Camelots“ gestorben, der ein ganz ehrlicher armer Teufel war und sich seiner Würde bewußt trug und ein verbreitetes Ansehen genoss. Denn auch das ist in Paris möglich. Mancher ist unter ihnen, der einmal bessere Tage gesehen, mancher, der sich durch den Zeitungverkauf über Wasser halten will, andere, die durch ihn erst recht zum Verbrechen getrieben werden. Der eine sinkt tiefer durch den Beruf, der andere hält sich wenigstens. Selten, daß ein Gesunkener wieder durch ihn in die Höhe kommen kann. Dazu ist der Verdienst zu gering.

Der Camelot gehört zum Pariser Straßenleben und zum Pariser Straßenbild. Es fehlt etwas, wenn sein Ruf aufhört, man würde etwas vermischen, wenn er verschwände. Die Boulevardstunde — von vier Uhr ab — wäre nicht mehr dieselbe. Der Camelot gehört zu ihr, wie der Schlag zu der Uhr. Die Abendzeitungen werden ausgegeben, die Camelots stürmen die Expeditionen. Jeder sagt seinen Pád unter den Arm und rennt los. Sogleich mit lautem Ruf. Er ruft den Namen des Blattes, oder den Titel des Sensationsartikels, den es enthält, oder beides zusammen. Nun löst sich eine Spannung und eine Spannung wird erzeugt. Jeder beeilt sich, das Blatt zu kaufen. Und hat er es, so ist es noch nicht gelesen. Er bleibt mitten auf der Straße stehen, im dichtesten Gedränge, entsetzt und liebt. Ist's ihm gar zu wichtig, so tritt er rasch in ein Café ein. Und die im Café sitzen, warten auf die Camelots mit gespannter Ungeduld. Der erste kommt, verkauft ein paar Exemplare und rast weiter. So muß auf den nächsten gewartet werden. Der ist auch schon da. Diese Gewißheit, daß er im nächsten Nu da ist, das gibt dem Wartenden diese Ruhe, die auf den Fremden wie Beherrschung wirkt. Denn es kommt nicht nur einer nach, es kommen drei, fünf, sieben und noch mehr. „La Presse“ und „La Patrie“, von Tisch zu Tisch, von Cafeterrasse zu Cafeterrasse. Das eine Blatt ist gelesen, das andere wird gekauft. Manche Camelots kommen nun schon wieder zurück — ein Pfst, ein Wink, ein Blick, der Gast braucht nicht viel zu tun, der Camelot versteht sofort. Und wieder braucht dieser zum Anbieten nichts weiter zu tun, er kann beständig dabei auszusenden und auch noch Passanten sein Blatt reichen, er hält's mit einer Bewegung hin, er schnitt den Kopf, er macht eine Armbewegung und reicht das Blatt. Und nun kommen die gebrechlichen und die alten, die Krüppel, die Weiber, die Kinder. Sie verkaufen auch. Gellende Stimmen, lamentable Stimmen, eintönige Litaneien, austretende Betonungen, alle Möglichkeiten sind vertreten. Und auch alle Unmöglichkeiten. Cynismus, Bonmots, Schwindel. Denn wenn das Blatt nichts Besonderes enthält, so machen sich die Camelots schon etwas zurecht, was es enthalten sollte. Dann halten sie die Vorderseite ihrer Blätter meist gegen sich. Denn da steht die Sensation des Tages groß gedruckt. Mancher Käufer findet nicht, was ihm angepriesen worden. Das nimmt man dann auch mit Humor und freut sich, wenn der Schwindel gut war.

Es sind die kapitalistischen Blätter „Presse“ und „Patrie“, die, wie gesagt, am ersten erscheinen und am meisten verkauft werden. Kein Pariser würde so ein Lumpenblättchen abonnieren. Rasch die neuesten Nachrichten überfliegen — obgleich jeder weiß, daß sie meist gelogen oder entstellt sind, — dann wegwerfen. Kein Mensch nimmt sie ernst. Und doch sind sie eine große Gefahr. Sie werden nun einmal gelesen, und von ihrem Gift sammelt sich mehr und mehr an, ihre Hege wirkt schließlich. Die Kammer muß mit ihnen rechnen, die Regierung. Der Kampf der Morgenblätter mit ihnen ist oft leicht. Viele ihrer Nachrichten erscheinen einem nur gebracht, um am Morgen dementiert zu werden. Darauf rechnet jeder. So war es während des japanischen Krieges, wo die Russen immer abends gefiegt hatten, um am Morgen unterlegen zu sein. So war es im Anfang der russischen Revolution, wo es abends immer in Rußland still geworden war, damit es am Morgen im hellen Kampfe stehen konnte. So war es während der Marokkoangelegenheit, wo man jeden Abend meinte, man müsse am Morgen den Schießprügel nehmen und „Für Gott und Vaterland“ losziehen. Womit hängt das zusammen? Es sind die korrumpiertesten, verbrecherischsten Kapitalinteressen, denen der arme Camelot dienen muß. Für die ist er eine Notwendigkeit. Und nur weil jeder an denen hängt, werden diese Schund- und Schandblätter verkauft. Börse und Sport. Alle Börsenmachinationen werden durch diese Blätter gedeut, vorbereitet, bekannt gegeben. Wenn nur der Kapitalist seinen Gewinn einstreicht. Wie er zu dem Gewinn kam, das ist ihm gleich. Der Franzose ist viel zu gut jesuitisch erzogen und kapitalistisch durchseucht, um sich darüber Strupel zu machen. „Après nous le déluge“, nach uns die Sintflut. Jaluzottrach, Croniertrach, Geldinteressen in Rußland, Interessen der französischen Bankiers in Marokko, all das wird in diesen Gerentlischen gebraut, entweder um die Geschwütze nicht zum Aufbruch zu bringen, wie bei den Millionären Jaluzot und Cronier, oder um das Kapital zu erhalten und mit den höchsten und vitalsten Interessen der Völker einfach *à banque* zu spielen. Leider ist's so: jeder Käufer dieser Blätter macht sich der Beihilfe an diesen Verbrechern schuldig. Und auch Nichtkapitalisten, die nicht der Börsennachrichten wegen die Blätter kaufen, tun das. Es ist der Sport, der sie dazu verleitet. Alle Pariser spielen. Der ganze französische Sport entspringt und entspricht ja nur dem Spielbedürfnis. Rasch müssen die Nachrichten von den Rennen bekannt werden. Ehe noch die Teilnehmer mit den vier-spännigen Wagen — sie sind jeden Tag gedrängt voll — in die Stadt zurückkommen. Mancher arme Teufel hat nämlich das ganze Jahr Pferde da draußen laufen. Außer „Auto“ und „Paris-Sport“ haben auch „Patrie“ und „Presse“ die Sportnachrichten, und gewöhnlich werden sie noch früher ausgegeben, als die beiden ersten. Das erklärt den wahren Sturm, der manchmal auf diese Blätter unternommen wird. Manchem entscheiden die Zahlen über Not und Brot. Börse und Spiel, das sind die Verführer. Ihre Willen werden all die Stimmungen gemacht, die Ueberrassungen und Enthüllungen, die Kampagnen und Dedungen, mit denen eine Unmenge reaktionären Giftes mit verbreitet wird.

Die ehrlichen Camelots schufen sich den ganzen Tag mit Straßenverlauf durch. Illustrierte Postkarten, Sensationspostkarten anrühligsten Inhalts, Photographien, geheimnisvolle und andere, verbilligte Zeitschriften, Witzblätter, Bücher, Kunstblätter, Spielzeuge. Dann gehen sie vor den Cafés von Tisch zu Tisch, unermüdet, spüren mit sicherem Blick den Fremden heraus, schwärzen ihm ihre Karikaturen auf und lassen ihn, besonders wenn sie ihn unterwegs begegnen, nicht los, bis er gekauft hat. Aber niemals schimpft der Camelot, wie viele Mühe er sich auch vergebens gegeben. Oft tut er einem leid. Oft auch lacht man über ihn. Ueber ein Wort, eine Gebärde, beim einen über sein Kommen, beim anderen über sein Gehen. Der Zug der Camelots. Sie gehen und kommen, sie kommen und gehen wieder. Der Zug des Elends. Stehlen hat diese Typen ein paar Mal mit sicherem Stifte festgehalten, Bilette hat unter seinen tottraurig-lustigen Pierrots auch ein paar von ihnen in anderer Gestalt. Im großen Zug des Elends, das übermütig geworden. Mondschein und Verachtung, Genuß und Raune und Bitterkeit, Hunger und das nächtliche Liebesabenteuer. Und immer unter der bitteren Geißel des Lebens, Anklage und Satirspiel, Pfuhl und Bullan, und alles das Paris, das sündhafte schöne und scheußliche. Das Leben schneidet eine Grimasse — im tiefsten ein schmerzliche Zuden — und die Menge lacht dazu. Ein Camelot rennt wie ein Verzweifelter und schreit wie ein Beseffener — um eine Brotkruste zum Abend zu haben und ein „petit verre“ im Bar, weil er kein Bett und keine Stube hat. So ist das Leben. — Wilhelm Hofjamer.

## Kleines feuilleton.

Im. Die Einwirkungen der Seewinde auf den Obstbau an der Nordseeküste. Wenn die Pflanzenwelt schon im allgemeinen abhängig ist von Wind und Wetter, so ist es begreiflich, daß manche Witterungsverhältnisse auf bestimmte Pflanzen einen ganz besonderen Einfluß ausüben müssen. Dieser Einfluß kann zweifacher Natur sein, schädigend oder fördernd. Selten ist es der Fall, daß ein und dieselbe Naturereignung auf die gleiche Pflanzenart schädigend und fördernd wirkt, wie es sich beispielsweise mit den feuchten Seewinden oder besser gesagt Stürmen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste in ihrer Wirkung auf die Obstbäume verhält. Im Kreise Husum, wo seit etwa anderthalb Duzend Jahren der Obstbau infolge einer vernunftgemäßen Propaganda bedeutende Fortschritte macht, hat man in dieser Beziehung recht eigenartige Erfahrungen gesammelt.

Etwa eine Stunde von der Küste entfernt üben Wind und Wasser nur einen guten Einfluß auf die Obstbäume aus, denn die Saftfülle, das Aroma und die Farbenpracht des dort geernteten Obstes wird in erster Linie dem Wassergehalt der Luft zugeschrieben. Die Nähe des Meeres mildert die gefährlichen Nachfröste, der Wind vertreibt die Blattläuse, die Frostschamer, Mäuläfer und anderes Ungeziefer, das dem Obstbau Schaden zufügt; dabei ist aber seine Kraft auf dem Wege vom Meere bis hierher schon so weit gebrochen, daß er den Bäumen selbst durch Windbruch keinerlei nennenswerten Schaden mehr zufügen kann, zumal die Pflanzen sich kräftig bauen, so daß sie guten Widerstand zu leisten vermögen, und außerdem gehen die Bäume mit ihrem ausgebreiteten Wurzelsystem bis tief in das Grundwasser hinein, so daß genügend Feuchtigkeit aufgesogen werden kann, wenn der Wind die Blätter zu starker Verdunstung antreibt.

In unmittelbarer Nähe des Meeres ändert sich jedoch das Bild. Hier zeigt „de solte Wind“ seine Macht, seine physische und seine chemische. Die dort verhältnismäßig angebauten Obstbäume sehen aus, als wären sie nach der Seeseite zu wie mit der Hedenkhere beschnitten, und über die ganze Krone verbrannt. Unarmherzig rütteln die Sommerstürme in den Laubkronen und brechen an der „Aufseite“ die jungen Zweiglein vom Baum, so daß dieser gezwungen ist, immer neue Triebe hervorzubringen, denen das gleiche Schicksal beschieden ist. So muß mit der Zeit diese Seite der Bäume ein hedenartiges Aussehen annehmen, und die Bildung guten Fruchtholzes wird unmöglich gemacht. Dann überschüttet so ein einziger Sommersturm die Bäume mit einer Menge salzigen Wassers, daß die Blätter nach kurzer Zeit ein Aussehen bekommen, als wären sie mit Salpetersäure übergossen. Der Chlorgehalt des Salzes übt einen starken Wasserentzug auf die Blätter aus, so daß diese alsbald vertrocknen und vergilben.

Dieser schädigenden Wirkung der Seestürme zu begegnen, hat man ein einfaches Schutzmittel gefunden, bei dessen Anwendung auch an der unmittelbaren Küste nur noch die günstige Beeinflussung der Winde übrig bleiben muß. Dies Mittel heißt: Anpflanzung von Schutzbäumen, in erster Linie Pappeln und Eichen. Jetzt ist man bemüht, zunächst solche Schutzbäume anzupflanzen und erst, wenn diese eine gewisse Höhe erreicht haben, werden Obstbäume gesetzt. Diese Schutzbäume, die nicht nur am Rande der Obstpflanzungen, sondern auch in Reihen durch dieselben anzupflanzen sind, haben die schädigenden Wirkungen des Windes aufzufangen und lassen den Obstbäumen nur die guten zukommen. —

— Das Geheimnis der Terra sigillata. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Wer jemals über eine Stätte gewandert ist, unter der sich die Ueberreste römischer Ansiedlungen verbergen, dem fielen sicherlich zuerst die Bruchstücke von Tongefäßen auf, die vor

allem durch ihre wundervolle korallenrote Farbe und die anderhalb Zehntausende hindurch tadellos erhaltene Glasur merkwürdig sind. Dadurch unterscheiden sie sich, abgesehen auch von ihrer Form, durchaus von allen mittelalterlichen und neuzeitlichen keramischen Erzeugnissen. Jene Gefäße, meist Tisch- und Küchengefäße, sind sogenannte Terra sigillata-Ware. Das Material ist Ton, und zwar, wie die Analysen zeigen, von großer Versäuertheit seiner Bestandteile, dagegen weist die Farbe — vom Rotgelb bis zum Schwarzrot — oder die Glasur eine außerordentliche Uebereinstimmung auf. Ursprünglich aus Kleinasien stammend, ist die Terra sigillata schon ziemlich früh in ganz Italien hergestellt worden. Die in Germanien aufgefundenen Stücke italienischen Ursprungs stammen meist von den Truppen des Augustus. Es ist also italische Exportware. Anders wird das, als die Römer in Germanien festen Fuß faßen. Da entstehen, wie in Gallien, an zahlreichen Orten, Brennöfen, in denen aus dem am Ort und Stelle gefundenen Material dann die rote Tonware, die etwa die Rolle unseres Porzellans spielte, hergestellt wurde. Die Technik muß also recht einfach gewesen sein, aber — sie ist noch ein Geheimnis, hinter das die Gelehrten und Keramiker trotz sorgfältigster Analyse und vielfacher praktischer Versuche noch nicht gekommen sind. Erst neuerdings hat Dr. Diergart in den Werstätten der Igl. Porzellanmanufaktur über ein halbes Tausend dergleichen Versuche gemacht, ohne daß sich ein befriedigendes Resultat ergeben hätte. Prof. Mehdenbauer, der sich zuletzt mit der Frage beschäftigt hat (vgl. Mitteilungen der Saalburgfreunde 1905 S. 160), denkt sich die Herstellung der roten Ware folgendermaßen: Die Gefäße werden aus gewöhnlichem Ton geformt, scharf getrocknet oder gelinde gebrannt und dann mit einem feinen Schlamm übergoßen, der aus feingepulverten Ziegel- und Tonsherben durch Schlämmen gewonnen ist. Dieses Ziegelpulver wird einer konzentrierten Lauge aus Holzasche, die ja der Brennofen selbst bot, beigemischt, so daß seine feine Tonchlamm entsteht, der nun als Glasurschlamm dient. —

**Literarisches.**

ek. Kurt Kamlah: „Mumultsha“. Mit 28 Bildern und Umschlagzeichnung von Otto Vohler (Leipzig = Berlin. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, 1905). — Seinem splendid ausgestatteten Gesichtenbuche legt der Verfasser zwecks Titelklärung folgendes Motto voran: „Sind denn nicht alle eckten, auch die kleinsten und anspruchlosesten Schöpfungen unseres Geistes nur der Ausdruck des „Mumultsha“, wie es im Sanskrit heißt, unseres Verlangens nach „Befreiung“? 28 novellistische Skizzen sind hier zu einem bunten Strauße vereinigt; auch exotische Blumen guden daraus hervor. Alles berät ein nettes feuilletonistisches Pseudotalent: übliche „Affenpoesie“ mit led aufgesetzten Lichterchen aus der hierseitigen Studenten- und Offizierskassenherrschaft. Dazwischen Phantasierette in ferne Länder, so ein hübschen Reiseonkeli, touristiche Absteher, pilante Abenteuerchen mit und ohne witzige Pointe, manchmal eine ernsthafte Note, sonst aber alles nach dem Rezept der akkuraten Wohlerzogenheit. Einen Anlauf zu tieferer Behandlung eines tragischen Motives nimmt der Verfasser in der militärischen Skizze. „Es war am zehnten Oktober“, deren Stoff so ein wenig an Hartlebens „Mosenmontag“ erinnert und in „Wenn der Mensch Lokalgröße wird“. Hier machen wir Bekanntschaft mit einem kleinprovinzialen Apothekergehülfen, der ein patriotisches Gedicht verfertigt, das ihn zu einer gefeierten Lokalgröße stempelt. Er gibt nun das Pillendrehen auf, dichtet die ganze preussische „Helden“-Geschichte zusammen und kommt den Archäwinfern nach Jahreschluß mit einem Bündchen dieser Poesie. Nun wollen sie aber mit seinem Talent nicht recht zufrieden werden: es sei allzu einseitig. Auch gar kein Gedicht auf die Liebe feulzen die Eoastöcher. Und nun geht's rasch abwärts mit seinem Dichterruhm. Er versucht sich zwar in Liebespoemen; aber als er in einem dieser Produkte von „nackten Schultern“ sprach, da war es aus. Hin ging er, um sich durch einen Selbstmordversuch interessant zu machen; doch die Angel traf — nicht vorbei und so mußte er sterben. Jetzt sprach man wieder von ihm, der ein großer Dichter gewesen, und was der nicht im Leben erreicht hatte, nun war er für ewige Zeiten, was er ersehnt: eine Lokalgeschichtliche Leuchte. . . . Ein warm vorgetragenes Stück ist auch „Rückkehr“. Ein in Amerika herumvagabondierender Deutscher, der einst in seinem Vaterlande Schiffbruch erlitten, lebt da auch einige Jahre bei den Rothäuten. Eine Schöne ist seine Genossin. Sie will einmal einen besondern Beweis seiner Liebe: er soll einen Kondor fangen. Wie der Fang betrieben wird, schildert sie ihm. Er geht nun hin, weiß auch solch ein Tier zu fassen, aber es kracht ihm die Augen aus. Blind wird er in seine Hütte getragen. Als blinder Bettler zieht er mit seinem Knaben durch die Straßen New Yorks. Ein ledes, aber doch hübsch leuchtendes Wasserfischchen ist „heiliger Vöcklin“, eine Variation seines Bildes, in die moderne Wirklichkeit versetzt. Die illustrativen Beigaben sind passend aus dem Geiste der Geschichten herausgehoben. Mit ihnen zusammen wird das Werkchen seinem Autor einen großen Wagn Geides geloset haben. —

**Medizinisches.**

— Ueber die Entstehung der Adernverkalung lassen einige Beobachtungen über Blutdruckveränderungen Rückschlüsse zu, die Dr. Kälbs im „Deutschen Archiv für Klinische Medizin“ veröffentlicht. Dr. Kälbs fand bei Leuten, die wegen

Weklemmung oder Druckgefühl in der Brust, Angstgefühl oder Schmergen das Krankenhaus aufsuchten, außer einem stark gespannten Puls eine oft beträchtliche Steigerung des Blutdrucks. Die Blutdrucksteigerung sank bei Betruhe und Enthaltung von Alkohol und Tabak nach einigen Tagen auf die gewöhnlichen Werte ab und zugleich verschwanden sämtliche Beschwerden. Von allen Kranken mit diesen Anzeichen wurde längerer Alkohol- oder Tabakmißbrauch zugegeben, der oft kurz vor der Krankenhausaufnahme aus besonderen Gründen (körperlicher oder geistiger Ueberanstrengung) noch gesteigert worden war. Dr. Kälbs folgert aus diesem Krankheitsgebilde, daß die reichliche Zufuhr des Alkohol- oder des Tabakgiftes zu krampfartigen Zuständen in den kleinsten Gefäßen und dadurch zu einer Erhöhung des Blutdrucks in den größeren Gefäßen führt. Diese Druckerhöhung, die oft unbemerkt vorübergehen mag, oft zu den erwähnten Beschwerden führt, dürfte der Anfang der Elastizitätsverminderung und so eine der Ursachen für die Veränderung (Verfallung) der Gefäßwände sein. Der Stromwiderstand wirkt wegen der Drucksteigerung in den größeren Gefäßen natürlich auch auf das Herz zurück, das eine größere Pumptarbeit zu leisten hat; es kommt zu einer Dehnung der linken Kammer, die dann unmittelbar und mittelbar (durch Blutstauungen) zu den angegebenen Beschwerden führt. Wird der Druck durch die fehlerhafte Lebensweise längere Zeit oder dauernd in den Gefäßen unterhalten, so liegt es nahe, daß sie an Elastizität verlieren und daß Veränderungen, kleine Entzündungen in den Gefäßwänden auftreten, die die Ablagerung von Kalk in der Wand begünstigen und ermöglichen. Betruhe und Beschränkungen der Flüssigkeitszufuhr hat sich in den geschädigten Fällen als heilsam erwiesen. Mit dem Sinken des Blutdruckes läßt die Spannung in den Gefäßen nach und das durch Ueberarbeit strapazierte Herz kann sich erholen. — (Zagl. Rundsch.)

**Humoristisches.**

— Lebertroffen. Frau: „Heute fand ich in Deiner Börse diesen Hosenknopf.“  
 Mann: „Laß ihn nur dort, der kommt in den Klingelbeutel.“  
 Frau: „Schade um den guten Knopf!“ —  
 — Begreiflich. „Der Wurstfabrikant Meier hat jetzt Motorenbetrieb eingeführt.“  
 „Ach, darum schmecken seine Würste auch so nach Pferdekräften!“ —  
 — Ein Geschäftsmann. In Kipfelheim erwartet man die Durchfahrt der Automobilbrigade. Kurz vor 3 Uhr wird auf der Landstraße, in der Richtung, in der sie erscheinen sollen, eine Staubwolke sichtbar. „Sie kommen! Sie kommen!“ ertönt es in der Reihe der Reugierigen. Und in der nächsten Minute ist die Wolke nur noch zwanzig Meter entfernt, von da ab verringert sich jedoch ihre Schnelligkeit, und vor dem ersten Häuflein Dorfbewohner steht sie ganz. Aus dem in sie eingehüllten Automobil steigt ein Herr, der äußerst höflich also spricht: „Mein Name ist Gallus, Lebensversicherungsagent! Es ist die höchste Zeit . . . wer noch nicht, usw. usw.“ — (Meggendorfer-Blätter.)

**Notizen.**

— Der Allgemeine Deutsche Sprachverein zählt gegenwärtig über 20 000 Mitglieder in 284 Zweigvereinen. —  
 — Der Direktor des Deutschen Theaters soll einen Pariser Kochkünstler engagiert haben, der ein Jahresgehalt von 8000 M. bezieht. Das ist vielleicht eine Fopperei. Andererseits ist die Sache nicht gar so unglücklich. Unter Reinhardts Selbgebern sind gewiß einige, die gern gut und gern viel essen. Und da in Berlin auch die „Kunstfächer“ während eines Essens entschieden werden, sind die 8000 nicht einmal so schlecht angelegt. —  
 — Die Direktoren Aren und Schönfeld haben das Thalia-Theater auf eine weitere Reihe von Jahren gepachtet. —  
 — D horns Schauspiel „Unlösbar“ hat es in Stuttgart zu keinem Erfolge bringen können. —  
 — Karl Hoffa der, der Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule, hat einen Ruf an die Kunstgewerbeschule in Köln erhalten. —  
 — Der nächste Deutsche Naturforschertag wird vom 16. bis 22. September in Stuttgart abgehalten. —  
 t. Ein sehr seltenes Tier ist in der Galerie für Säugetiere des Naturhistorischen Museums in London aufgestellt worden. Bis auf den heutigen Tag haben die Naturforscher noch nicht vermocht, dieses Tier in eine bestimmte Familie einzuordnen, denn es steht zwischen den Gruppen der Marder und Antilopen, ohne jedoch zu einer von beiden zu gehören. Gewöhnlich wird es mit dem Namen Taktin bezeichnet, den es in seiner Heimat Tibet von den Eingeborenen erhalten hat. Das jetzt aufgestellte Exemplar ist während der englischen Expedition nach Thassa gewonnen worden, und ist sicher das einzige, das bisher in irgend einem Museum zu sehen gewesen ist. —